

Zeitschrift: Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur
Herausgeber: Gesellschaft Schweizer Monatshefte
Band: 78 (1998)
Heft: 7-8

Buchbesprechung: Sachbuch

Autor: [s.n.]

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 09.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Ulrich Schlie,
geboren 1965, ist
promovierter Historiker
und lebt in Bonn. Ver-
öffentlichungen: *Kein
Friede mit Deutschland.
Die geheimen Gespräche
im Zweiten Weltkrieg
(1939–1941)*, Langen
Müller, München 1994;
zahlreiche Aufsätze zur
deutschen und euro-
päischen Geschichte
seit dem 18. Jahrhun-
dert.

EIN DEUTSCHES JAHRHUNDERT?

Historiker-Rückblicke auf das 20. Jahrhundert

Die bevorstehende Jahrtausendwende gibt nicht nur Anlass zu pessimistischen Spekulationen und Endzeitvisionen, sie verlockt vor allem Publizisten und Historiker zu Jahrhundertbetrachtungen und Gesamtdarstellungen. In Deutschland sind in diesem Genre in jüngster Zeit eine stattliche Anzahl von ganz unterschiedlichen Werken erschienen.

Nach den grossen, erzählenden Reihenwerken, der zwölbändigen Reihe zur Deutschen Geschichte bei Siedler und der mittlerweile auf neun Bände angewachsenen Propyläen Geschichte Deutschlands, folgten die monumentale, theorieüberfrachtete und deshalb nur schwer lesbare Gesellschaftsgeschichte *Hans-Ulrich Wehlers* bei Beck sowie die magistralen Betrachtungen von *Klaus Hildebrand* über «Das vergangene Reich. Die deutsche Aussenpolitik 1871–1945» bei der Deutschen Verlags-Anstalt.

Gegen den in Deutschland vorherrschenden Trend zum Enzyklopädischen ist die 1996 vorgelegte «Kleine deutsche Geschichte» aus der Feder von *Hagen Schulze* geschrieben: pointiert, originell und stilistisch gekonnt. Der Berliner Historiker beherrscht die Gattung des Essays und folgt der Regel, dass die Kunst des Zeichnens das Weglassen ist. Seine «Kleine deutsche Geschichte» ist mehr als ein Schnelldurchgang durch die zurückliegenden zehn Jahrhunderte, sie ist eine Reise in die Vergangenheit mit aktueller Fragenstellung: «um uns selbst und unseren europäischen Nachbarn die «deutsche Frage» zu beantworten, müssen wir erklären, was Deutschland ist, was es sein kann und was es sein soll».

Schwerfällig und unbeweglich

Lange Zeit existierte dieses Deutschland nicht einmal als geographischer, ge-

schweige denn als politischer Begriff. Das Reich war im allgemeinen Sprachgebrauch ein Heiliges Römisches, das Bekenntnis zur deutschen Nation trat erst später hinzu. Vom Staatscharakter her war dieses Gebilde, das sich vom Territorium des böhmischen Königreichs im Osten bis zum burgundischen und langobardisch-italienischen Königreich im Westen erstreckte, im ausgehenden Mittelalter noch weit entfernt. Zwar gab es mit der Goldenen Bulle von 1356 ein Reichsgrundgesetz, doch damit begründet wurde in erster Linie die Selbständigkeit der Territorialgewalten. Der Kaiser wurde von den Kurfürsten gewählt, noch Jahrhunderte später stand auf allen Münzen «Romanorum Imperator Semper Augustus». Die Verspätung, nicht nur der Nationalstaatsbildung im 19. Jahrhundert, sondern auch der kulturelle Abstand zum Westen, die archaischen Verwaltungsstrukturen wurden zum deutschen Spezifikum: «Das Fehlen einer Hauptstadt, eines ruhenden, dauerhaften Verwaltungszentrums, das zugleich Mittelpunkt von Kultur, Bildung und Handel darstellt, signalisierte spätestens seit dem 13. Jahrhundert im Vergleich zu Westeuropa eine auffallende Schwäche des Kaisertums.»

Samuel Pufendorfs schonungslose Analyse des Verfassungszustandes des Alten Reiches als monstro simile, 1667 unter dem Titel «De Statu Imperii Germanici» pseudonym erschienen, beschrieb zutreffend die Schwäche der 296 Souveränitäten und 1789 reichsunmittelbaren Herrschaften,

die zusammen das Heilige Römische Reich bildeten. Das Alte Reich war monströs und festgefügt, seine Institutionen schwerfällig und unbeweglich, die Garantiemächte Schweden und Frankreich sorgten dafür, dass es zu keinen Veränderungen des internationalen Friedenswerks kam, Modernisierung war ausgeschlossen, der Ruf nach Reichsreform wurde zum unvollendeten Thema der deutschen Verfassungsgeschichte, das Verhältnis von Föderalismus und Unitarismus zum deutschen Problem. Als nach dem Reichsdeputationshauptschluss *Franz II.* im Jahr 1806 die römische Kaiserkrone niederlegte, wurde das Ende des Alten Reiches von niemandem beklagt: Es hatte sich am Ende selbst überlebt. *Hagen Schulze* bemüht zur Illustration den bekannten Ausspruch *Goethes*, der zu der Meldung vom Ende des Heiligen Römischen Reiches bemerkte, ein Streit seines Kutschers habe ihn mehr interessiert als diese Nachricht.

Mit einprägsamen Anekdoten und gelungenen Parallelen versteht es *Schulze*, Vergangenes und Heutiges in Beziehung zu setzen, Geschichte vom Image des Verstaubten zu befreien. Die alten akademischen Diskussionen um «Primat der Innenpolitik oder Primat der Aussenpolitik» sind vergessen, es geht nicht mehr um den Theorienstreit zwischen Diplomatiegeschichte und Gesellschaftsgeschichte. *Schulze* schreibt moderne Geschichte, er beschäftigt sich nicht nur mit den Haupt- und Staatsaktionen, der Grossen Politik der europäischen Kabinette, ihn interessieren ebenso die Bevölkerungsentwicklung, das kulturelle Leben, die geistige Situation der Zeit, die avantgardistischen Künstlerbünde der Münchner und Berliner Sezession genauso wie der Index der Aktienkurse am Ausgang der Weimarer Republik – und für alles kommt er mit weniger als 300 Seiten aus.

Prekäre Mittellage

Die Interessen eines Landes ergeben sich aus der Summe seiner Erfahrungen, seiner Geschichte und seiner Geographie. Aufgrund der geographischen Lage ist Deutschland mehr als jeder andere Staat auf ein gedeihliches Zusammenleben mit seinen Nachbarn angewiesen. Was für Frankreich das Hexagon und für Britan-

Was für
Frankreich das
Hexagon und
für Britannien
das Eiland,
ist für
Deutschland
die Mittellage
im Herzen des
Kontinents.

nien das Eiland, ist für Deutschland die Mittellage im Herzen des Kontinents. Kein Land ausser Russland hat ähnlich viele Nachbarn, wechselvolle Beziehungen sind bisweilen die Folge, kultureller Austausch und gegenseitige Befruchtung, aber auch Grenzstreitigkeiten gehörten in der Vergangenheit zum Erbe von Deutschlands geographischer Lage.

Zu den Erfahrungen der deutschen Nationalstaatsbildung im 19. Jahrhundert zählt, dass gegen den Willen der Nachbarn eine Zusammenfassung aller Deutschen in einem Staat nicht zu haben war – das war die Lehre von 1848. Saturiertheit, das Bekenntnis, keine weiteren Gebietsansprüche gegenüber den Nachbarn zu erheben, wurde zur Erfolgsformel der deutschen Aussenpolitik unter *Bismarck*. Als die Bismarcksche Weisheit bei dessen Nachfolgern immer mehr in Vergessenheit geriet und statt dessen parvenuhaftes Auftreten, auch in Übersee, zu beobachten und zunehmend laute Töne zu vernehmen waren, geriet das Deutsche Reich an der Jahrhundertwende in die diplomatische Isolierung. *Hagen Schulze* schildert die Vorgeschichte des Ersten Weltkriegs als Versagen der traditionellen Staatskunst, als Kette von Pannen und Wahrnehmungsfehlern, die in die Zwangsautomatik von Mobilmachungsverordnungen und militärischen Aufmarschplänen mündeten – mit den bekannten, fatalen Folgen für Deutschland: Die innere Einheit des Reiches wurde im Krieg verspielt, und der Bürgerkrieg zur eigentlichen Wahrheit der Weimarer Republik.

Der «*grossdeutsche Wahn*» der nationalsozialistischen Zeit hatte auch Wurzeln, die mit der Bürgerkriegssituation der dreissiger Jahre und den Folgen des verlorenen Kriegs zu tun hatten, doch wesentlich war er von neuer Qualität, untrennbar verbunden mit dem rassenideologischen Dogma *Adolf Hitlers*, das zur Entfesselung des Zweiten Weltkriegs, dem millionenfachen Mord an den Juden und ab 1941 im Osten zur Kriegführung ohne Humanität führte. Mit wenigen, gleichwohl treffenden Sätzen charakterisiert *Schulze* die Eigenheiten der deutschen Diktatur, ebenso wie er den Weg des geteilten Deutschland nach 1945 nachzeichnet: immer auf der Höhe der Forschung, immer mit dem Blick für das Wesentliche und immer mit

einem Auge für die Besonderheiten am Wegesrand, die sich ins Gedächtnis einprägen. Er räumt auf mit dem alten Klischee vom deutschen Sonderweg; denn jede Nationalgeschichte verläuft anders: Welche davon ist Sonderweg? Sein Schlussplädoyer hat etwas bemerkenswert Beruhigendes: *«Zum ersten Mal in der Geschichte ist der deutsche Nationalstaat ‹gesättigte Gegenwart› (...). Zum ersten Mal in ihrer Geschichte können die Deutschen beides ganz haben: Einheit und Freiheit. (...) Zum ersten Mal in ihrer Geschichte haben sich die Deutschen nicht gegen ihre Nachbarn, sondern mit deren Zustimmung zusammengeschlossen. (...) Zum ersten Mal in seiner Geschichte ist der deutsche Nationalstaat unwiderruflich an den Westen gebunden. Das alles spricht für die Annahme, dass wir uns in einer für die deutsche Geschichte gänzlich neuen Situation befinden, die ein neues Nachdenken über die Nation und ihre Bedeutung in der deutschen und europäischen Geschichte und Zukunft nicht nur erlaubt, sondern auch fordert.»*

«Die zweite Chance»

Fritz Stern, der amerikanische Historiker deutscher Abstammung, hat diese neue Lage nach dem Ende des Kalten Krieges in einem brillanten Essay zutreffend als Deutschlands zweite Chance beschrieben: *«Die nationale Wunde ist geheilt, das nationale Ziel erreicht. Deutschland lebt – zum ersten Mal in der modernen Geschichte – in sicheren Grenzen ... Die zweite Chance besteht darin, dass ein mächtiges Deutschland seine Kraft, seinen Reichtum, sein Streben für den Frieden und die Vernunft einsetzt, dass es nicht nur rhetorisch Europa beschwört, sondern auch hilft, es realistisch zu verwirklichen.»* Aus der Einsicht in die Geschichte erwächst Verantwortung; die Verurteilung zur Grösse wird zum Gewinn, der mit kluger Staatskunst zu nutzen ist und ganz ungeahnte Möglichkeiten eröffnet. Was bei Hagen Schulze wie eine optimistische Gesamtschau anmutet, vermischt sich bei Fritz Stern mit skeptischen Tönen, die um die Brüchigkeit des Bodens der europäischen Zivilisation, auf dem wir uns bewegen, wissen, und dem auch Hegels Erkenntnis nicht fremd ist, dass die Weltgeschichte nicht der Boden des Glücks sei, vielmehr die Perioden des Glücks leere Blätter in ihm.

Der
kulturelle
Abstand
zum Westen,
die archaischen
Verwaltungs-
strukturen
wurden zum
deutschen
Spezifikum.

Der Gang der deutschen Geschichte im 20. Jahrhundert mit seinen Höhen und Tiefen hat die Gefährdungen, aber auch die Chancen eines Landes anschaulich gezeigt. Fritz Stern ist schon aufgrund seiner Biographie dazu bestimmt, diesen deutschen Wechselfällen nachzugehen. Bereits früh in seinem Leben musste er erfahren, was es heisst, aus der Heimat vertrieben zu werden. Als Dreizehnjähriger verliess er vor den Nationalsozialisten mit seiner Familie 1938 seine Heimatstadt Breslau und emigrierte in die Vereinigten Staaten. Der Blick auf Deutschland von aussen – als Jude und Emigrant – wurde zu seiner lebensbestimmenden Perspektive, die sein historisches Œuvre entscheidend prägte. In seinen Essays zur deutschen Geschichte des 20. Jahrhunderts, in denen sich auch der Aufsatz über die zweite Chance abgedruckt findet, hat er in einer sehr persönlichen Reflexion über *«verlorene Heimat»* seine Erfahrung auf eindrucksvolle Weise in Worte gefasst: *«Meist bringt erst der Verlust die Erkenntnis des unwiederbringlichen Wertes des Gewohnten, der Heimat. Heimat ist wie die Luft, die man atmet – man wird ihrer voll bewusst, wenn sie verschwindet oder vergiftet wird. Und so entsteht in der Erinnerung ein Bild der Heimat.»* Die wahrhaft menschlicher Grösse von Stern gründet auf seiner Fähigkeit, dass er vom erlittenen Unrecht nicht zum grollenden Blick zurück verführt wurde, es vielmehr als moralische Verpflichtung begriff: *«Verlust kann auch Gewinn bedeuten, einen neuen Ansporn, Verantwortung wecken, in einem neuen Leben zwar das alte Erbe zu pflegen, aber dem Unrecht einen Nutzen abzutrotzen, kann dazu führen, dass man in der Verpflichtung lebt, jedem neuen Unrecht Widerstand zu leisten.»*

Habers Tragik

Menschliche Reife, das psychologische Gespür und die sprachliche Präzision machen die Lektüre der Essays von Fritz Stern zu einem wahren Lesevergnügen. Seine Portraits von Paul Ehrlich, Chaim Weizmann oder Walther Rathenau sind psychologische Meisterskizzen, der Aufsatz über die *«Freunde im Widerspruch: Haber und Einstein»*, Vorstudie zu einer geplanten Doppelbiographie, Psychogramm zweier deutscher Juden, die im

Deutschland zwischen Kaiserreich und «Drittem Reich» ganz unterschiedliche Wege einschlagen mussten, am Verhältnis zu ihrem Vaterland qualvoll litten, schliesslich von staatlicher Willkür und nationalsozialistischer Verfolgung zur Emigration gezwungen waren. Der eine, *Einstein*, verliess Deutschlands als freiwilliger Flüchtling und verzichtete auf seine Staatsbürgerschaft, ein Pazifist, der nicht müde wurde, aus dem Ausland seine warnende Stimme wider das Unrecht und die Diskriminierung der Juden zu erheben. Der andere, *Haber*, Direktor des Kaiser-Wilhelm-Instituts für physikalische Chemie und Elektrochemie in Berlin, stellte im Ersten Weltkrieg seine brillante Energie in den Dienst seines Landes, wurde auf persönliche Intervention des Kaisers zum Hauptmann ernannt und mutierte zum glänzenden Organisator des kriegswirtschaftlichen Imperiums, der in rastlosem Einsatz Giftgas in dem nach ihm mitbenannten Haber-Bosch-Verfahren entwickelte und so der mörderischen Waffe des Gaskriegs zum schrecklichen Durchbruch verhalf. Den Zusammenbruch Deutschlands 1918 erlebte der hochdekorierte *Haber* als persönliches Trauma. Er flüchtete sich in Arbeit und bezahlte ebenso wie *Einstein* wissenschaftlichen Ruhm mit privatem Scheitern; im Oktober 1933 legte er resigniert sein Ordinariat nieder und wählte den Gang in die Emigration. Zuerst wurde *Haber* Cambridge/England zum Zufluchtsort, danach Basel, wo er völlig entkräftet im Januar 1934 verstarb.

Es ist die Erfahrung des Hinausgesetzseins, des Nichtdazugehörens, das im Widerstreit mit tiefem patriotischem Empfinden steht, die verhinderte Vaterlandsliebe, die zum Spezifikum jüdischer Existenz im Deutschland des 20. Jahrhunderts gehört und nicht losgelöst vom Trauma des Holo-

caust betrachtet werden kann. Diese Erfahrung ist Thema des reichen wissenschaftlichen Werkes von *Fritz Stern*. Wie so oft, steht auch bei ihm persönliches Schicksal am Anfang vom Streben nach wissenschaftlicher Erkenntnis, dem allen historischen Forschen zugrunde liegenden Bemühen um Verstehen. Die tiefe Menschlichkeit, das Verständnis und die Toleranz, die aus *Sterns* Essays spricht, zählen zum Hoffnungsvollsten, das bei einer Bilanz des 20. Jahrhunderts resümiert werden kann.

Eberhard Jäckel, Stuttgarter Ordinarius für Neue Geschichte, hat diese Bilanz in seinem Buch «Das deutsche Jahrhundert» ebenfalls zu ziehen versucht und will sie als «eine Zusammenfassung fast lebenslanger Bemühungen um die deutsche Geschichte» verstanden wissen. Gegenüber *Schulzes* gelungenem Parforceritt durch die deutsche Geschichte und *Sterns* glanzvollen Essays fallen *Jäckels* Bemühungen in Niveau und Sprache deutlich ab: kaum ein origineller Gedanke, grossenteils längst bekannte Forschungsergebnisse, die umständlich präsentiert werden; selbst der Titel «Das deutsche Jahrhundert» ist bei *Fritz Stern* entliehen.

War es das deutsche Jahrhundert? *Fritz Stern* erinnert in seinem Aufsatz über «Die zweite Chance» an einen Satz, der aus dem Mund des französischen Soziologen und Philosophen, dem Juden und Kenner Deutschlands, *Raymond Aron* stammt und von beeindruckender Grösse zeugt: «Es war im April 1979. *Raymond Aron* und ich gingen in Berlin zu einer Gedächtnisausstellung zum 100. Geburtstag von *Einstein*, *Hahn*, *Laue* und *Lise Meitner*, an Trümmern vorbei, in Gedanken bereits in der Ausstellung, als *Aron* plötzlich anhielt und unvermittelt etwas melancholisch bemerkte: Es hätte Deutschlands Jahrhundert sein können!» ♦

Hagen Schulze, *Kleine deutsche Geschichte*, Beck, München 1996.
Eberhard Jäckel, *Das deutsche Jahrhundert. Eine historische Bilanz*, Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart 1996.
Fritz Stern, *Verspielte Grösse. Essays zur deutschen Geschichte des 20. Jahrhunderts*, Beck, München 1996.

Vor der Gegenwart ist das Überlieferte nicht schon dadurch gerechtfertigt, dass es historisch weit zurückreicht und bisher segensreich gewirkt hat. Die Demokratie kann nur lebendig bleiben, wenn eine jede Generation sich vergewissert, aus welchen Gründen sie auch in neuer Zeit und unter neuen Umständen als sinnvoll erscheint und den andern Staatsformen überlegen ist.

Hans Nef, in: *Demokratie und Rechtsstaat*, Festgabe für Zaccaria Giacometti, Zürich 1953, S. 205.

WALTER WITTMANN'S TOTALVERRISS DER SCHWEIZ

Gerd Habermann,
geboren 1945, studierte
Sozialwissenschaften
und Philosophie an den
Universitäten Frankfurt
am Main, Wien, Tübingen
und Konstanz. Leiter des Unternehmer-
instituts in Bonn und
Dozent an der dortigen
Universität. Autor von:
*Der Wohlfahrtsstaat,
Geschichte eines Irr-
wegs*, 2. Auflage, Ull-
stein Verlag, Berlin
1997 (Taschenbuch)
1994.

Wie stellt sich die Schweiz dem informierten Deutschen in der Regel dar? Es ist für ihn das Land einer gelungenen «Nonzentralisierung» (Robert Nef), weitestgehender Realisierung des demokratischen Bürgerideals im Milizsystem und fast ohne Berufspolitiker, des kulturellen Pluralismus und kleinräumiger Differenzierung in jeder Hinsicht; ein Land ausgeprägter, wohlhabender Bürgerlichkeit mit selbstsicheren Einwohnern und ungebrochenen Traditionen; ein Land mit vergleichsweise niedriger Staats- und Steuerquote, ein guter Standort mit einem noch relativ liberalen Arbeitsrecht und gleichwohl tiefem sozialem Frieden; ein Land, das noch Selbstverantwortung und gediegenes Eigentum kennt (das sozialpolitische Schlusslicht in Europa!); ein Land mit einem historisch tief verwurzelten urtümlichen individuellen und kollektiven Freiheitsstreben.

Das neue Buch des Fribourger Finanzwissenschaftlers Walter Wittmann lehrt uns nun, dass es diese Schweiz nicht gibt¹. Wir erfahren z.B. von ihm, dass nicht einmal die Schweizer Alpen etwas typisch Schweizerisches seien, gebe es doch auch die «sächsische Schweiz» in Deutschland(!). In der Schweiz herrsche ein «bürgerlicher Sozialismus helvetischer Prägung» (obwohl die Sozialdemokratie auf Bundesebene nie zur Macht gekommen ist). Die kantonale Nonzentralisation sei unwirtschaftlich und marktfeindlich, die Direktdemokratie ein Kampfmittel der Armen zur Ausplünderung der Reichen («kein Land erhebt in den Ausmassen eigentums- und kapitalfeindliche Steuern wie die Schweiz»); die Neutralität sei eine Illusion und stelle bloss unmoralisches Schwarzfahren dar. Das vielbewunderte Milizsystem sei nur «Filz» zwischen Politik, Armee und Grosswirtschaft; es beruhe auf Dilettantentum. Auch die Privatwirtschaft versage, der Finanzplatz komme unter Druck, das Bankgeheimnis erodiere und werde nächstens verschwinden; Privatbürger und Schweizer Staat seien zudem überschuldet, und die Goldbindung des Frankens stehe in Frage. Ausserdem stecke das Land in der selbstgewählten «EU-Falle». Die EU wird wie eine

Feindstaatenkoalition um die Schweiz dargestellt: «ohne die wohlwollende Zustimmung der EU kann niemand die Schweiz, weder zu Land noch zu Wasser oder in der Luft, verlassen. Wer das nicht realisiert, dem ist schlicht und einfach nicht zu helfen». Schlussfolgerungen: 1. «Das Land befindet sich in einem vorrevolutionären Zustand»; 2. «Die Schweiz ist systembedingt nicht reformierbar».

Hat sich der Rezensent von seinem ersten Staunen über dieses Mass an wegwerfender Kritik eines renommierten Landes erholt, macht ihn beispielsweise misstrauisch, dass der Autor in seinem eifrigen Bestreben, kein gutes Haar an seinem Land zu finden, sowohl die niedrigen Staats- und Sozialquoten der Schweiz bis in die fünfziger Jahre als der «internationalen Gesetzmässigkeit entgegen» (!) als auch die gegenwärtig vergleichsweise hohen Staats- und Sozialquoten kritisiert.

Nachdem Wittmann sich polemisch erleichtert hat, empfiehlt er seinen Landsleuten, ihre eingebildeten Besonderheiten aufzugeben und der EU beizutreten. Weg mit kantonalem Anachronismus, Direktdemokratie, Milizsystem, Neutralität, Konkordanz und – hier hat er zweifellos recht – der Tradition des «bürgerlichen Sozialismus». Soweit Walter Wittmann die Schweiz vom Standpunkt des Marktwirtschaftlers und der Eigentumsrechte aus kritisiert, wird man ihm gewiss vielfach folgen können. Aber, leider, Walter Wittmann ist nur Marktwirtschaftler in einem ganz engen betriebswirtschaftlichen Sinn. Das Buch ist eine bloss ökonomistische «Abrechnung». Darum ist es insgesamt schwer verdaulich: empfiehlt es doch den Eidgenossen Anpassung durch weitestgehende Selbstaufgabe. Ein deutscher Bürger, der Schweizer Pluralismus, Freiheitsinn und Unabhängigkeitswillen schätzt, kann an diesem lieblosen, einseitig herunterreisenden Buch darum keinen Gefallen finden. Er kann ihm nicht einmal in der Mythenkritik folgen: Jede Nation erzählt ihr Märchen der Selbstfindung, das ihr zu überleben hilft: die USA oder Frankreich nicht weniger als England oder Italien. Warum nicht auch die Schweiz ihren «Wilhelm Tell»? ♦

¹ Walter Wittmann, *Die Schweiz. Ende eines Mythos*, Wirtschaftsverlag Langen Müller/Herbig, München 1998.